

Predigt über Mt 13, 44–46, Universitätsgottesdienst am 9. Sonntag nach Trinitatis, 28. Juli 2024, Universitätskirche St. Pauli, 11h

Prof. Dr. Roderich Barth

Liebe Universitätsgemeinde, als ich den Predigttext des heutigen Sonntags, die prägnanten Gleichnisse vom Schatz im Acker und der kostbaren Perle, die wir gerade in der Evangelienlesung gehört haben, vor etwa zwei Wochen mit auf einen Spaziergang genommen habe, kam mir ein Roman in den Sinn, den ich vor vielen Jahren einmal gelesen habe. Es ist der Roman *Idas Idee* aus dem Jahre 1985 von der damals in Frankfurt, heute in Berlin lebenden Schriftstellerin Ulrike Kolb. Der Roman handelt von einer jungen Frau Namens Ida, die in einem großen Warenhaus an der Informationsabteilung arbeitet, einem glitzernden und obskuren Konsumtempel, der mit seinen Mitarbeitern, Kunden und sonstigen Besuchern, seinen Hierarchien, Intrigen, Skandalen und Liebschaften gleichsam wie ein Mikrokosmos ein schillerndes Spiegelbild einer westeuropäischen Wohlstandsgesellschaft bildet. Ida geht ganz in diesem ereignisreichen Treiben des Kaufhauses auf, sitzt gleichsam wie eine Spinne in ihrem Netz alle Abläufe im Inneren beobachtend am Eingang und ist, obwohl stets umgeben von Menschen, zwar nicht allein, aber doch in einer tiefen Einsamkeit gefangen. Auch ihre vorübergehende Affäre, der Kaufhofdetektiv Willi, oder gemeinsame Abende mit ihrer Freundin Sonja, einer alkoholsüchtigen Verkäuferin des Warenhauses, ändern nichts an dieser Einsamkeit, die eine Sehnsucht oder – um mich des Bildes unseres heutigen Wochenpsalms zu bedienen – ein tiefes Dürsten der Seele zur Folge hat. Anders aber als bei unserem Psalmbeter findet diese Sehnsucht ihr erfüllendes Ziel nicht in der Herrlichkeit Gottes, sondern in einen Plan, den Ida fasst und den sie fortan mit äußerster Disziplin durch alle Wirren und Widerstände bis an die Grenze der vollständigen Preisgabe des eigenen Lebens verfolgt. Ida hat eine Idee, nämlich die Idee, so dick zu werden, wie nur möglich. Diese Idee wird das Ziel ihrer Sehnsucht, die Beobachtung ihres sich ausbreitenden Körpers, die ausgefeilten Techniken der Gewichtszunahme und vor allem die sinnlich-intensiven Imaginationen eines die Grenzen von Raum und Zeit transzendierenden Leibes erfüllen sie mit tiefer Freude und geben ihrem Leben Halt und Orientierung. So gelingt es ihr, den Mikrokosmos des Kaufhauses zu verlassen und in neue Welten und Beziehungen einzudringen und Nichts, nicht einmal die schlimmsten Enttäuschungen und Erlebnisse können sie von ihrem Plan abbringen. Um nicht zu viel zu verraten, höre ich jetzt aber auf – vielleicht wollen Sie den Roman ja einmal selbst lesen.

Auch in unseren beiden Gleichnissen, dem Gleichnis vom Schatz im Acker und dem von der kostbaren Perle, geht es um die bedingungslose Hingabe für etwas, das von einem Menschen für absolut wertvoll erachtet wird. Der eine Mensch bleibt namenlos, vielleicht ein Landarbeiter, denn wer sollte sonst auf Ackern graben, von dem anderen, dem Perlensucher erfahren wir, dass er so etwas wie ein fahrender Händler war – ein Berufstand übrigens, der nicht gerade in besonders hohem Ansehen stand, schon gar nicht in religiösen Kreisen. Beide Protagonisten unserer Gleichnisse vereint jedenfalls das gleiche Verhalten: In dem Augenblick, wo sie das absolut Wertvolle entdeckt haben, was in beiden Gleichnissen ein genau datierbarer Punkt in ihrem Leben ist, ändern sie ihr Leben radikal. Sie verkaufen schlechterdings alles, was sie haben, um der heiß begehrten neuen Entdeckung habhaft zu werden.

Thema unseres heutigen Predigttextes ist damit ein Verhalten, das äußerst ungewöhnlich und außeralltäglich ist. Wer von uns hat schon einmal alles, also wirklich *alles* aufs Spiel gesetzt in seinem Leben? Ja, man wettet schon mal, hat aber meistens noch etwas in der Hinterhand und riskiert keineswegs die ganze Existenz. Und, wenn man denn überhaupt einmal in die Situation kommen sollte, Geld anlegen zu können, rät man zu einem Mix aus Risiko und Sicherheit. Wieder einmal zieht uns Jesus mit seinen Gleichnissen also in eine Assoziationswelt, die uns eher fremd ist. Sind es doch eher notorisch-pathologische Spieler, die in einer Nacht ihre ganze Existenz verzocken – getrieben von einer Spielsucht und Gier, die kein Gewinn befriedigen kann. Oder denken wir an Menschen, die versessen sind auf Statussymbole und Luxusgüter, die sie sich aber eigentlich gar nicht leisten können, und dann blind vor lauter Begierde windigen Betrügern in die Hände fallen und ihr ganzes Hab und Gut für eine Schimäre oder eine lausige Fälschung verspielen. Oder denken wir an die eben bereits erwähnten Menschen, die einfach nur Zukunftsvorsorge betreiben wollen und sich von lukrativen Renditen – gleichsam glitzernden Schätzen und Perlen – blenden lassen und am Ende ganz ohne Altersversorgung dastehen. So manch ein Immobilienfond ist in den 90er Jahren auch in dieser Stadt geplatzt und hat vermutlich nicht nur Superreiche getroffen, sondern auch den einen oder die andere Kleinsparerin.

Unversehens ziehen uns also die beiden Gleichnisse Jesu in eine Welt der Basare, Spielhöllen, Auktionshäuser und Immobilienfonds – und mit diesen Assoziationen sind wir dann schon gar nicht mehr so weit entfernt von der skurril-promisken Welt der Ida. So komme ich also meiner eigenen Erinnerungslogik auf die Spur.

Aber, so kann man wiederum einwenden, geht nicht eine solche Auslegung der Gleichnisse viel zu sehr auf die Alltagsbedeutung der Metaphern ein und verspielt damit ihren eigentlichen Sinn? Es sind doch *Gleichnisse*, die mit ihren Bildern von materiellen Gütern und kostbarem Schmuck eigentlich auf etwas ganz anderes zielen. Es geht also wohl gerade *nicht* um Geld, Luxusgüter und Perlen. Der Vergleichspunkt der Gleichnisse ist vielmehr allein die bedingungslose Hingabe an etwas. Sie markiert eine Zäsur im Leben und hat eine existenzbestimmende Tragweite. Und in der Tat: Genau das ist uns aus der Religionsgeschichte nur zu bekannt: Der Ruf nach Umkehr steht nicht nur im Mittelpunkt der Predigt Jesu, sondern auch schon der des Täufers und der Propheten. Oft ist diese Umkehr mit dramatischen Ereignissen, mit Tod und Katastrophen verbunden und auch Jesus hören wir in drastischen Worten über die Nachfolge sprechen: Wer sich ihm anschließt, muss nicht nur all seine Reichtümer und seine Schätze aufgeben, sondern soll sogar Vater, Mutter, Geschwister und Kinder verlassen. Wer den Ruf Gottes hört und seinem Willen gerecht werden will, der muss also sein Leben ändern – soviel ist klar und so klingt es unisono aus den Heiligen Schriften. Voll sind sie daher auch mit dramatischen Berufungsgeschichten und Bekehrungen mit Donnerschall, Seraphim und Cherubin und niederstürzenden Erlebnissen. Jeremia, so haben wir es in der alttestamentlichen Lesung heute gehört, versucht dieser Lebenszäsur noch zu entkommen: Ich bin doch noch viel zu jung dafür! – so sein hilfloser Versuch, sich dem Unvermeidlichen zu entziehen. Jesaja wünscht sich gar ganz zu vergehen im Angesicht des Heiligen und nicht weniger drastisch muss die Bekehrung des Apostels gewesen sein, die sein Leben vollständig verwandelt hat: vom Saulus zum Paulus. Von

Wiedergeburt hören wir ihn fortan seinen Gemeinden predigen. Wer zu Christus gehören will, der muss mit ihm sterben und auferstehen. Und hatte das nicht der Herr selbst angekündigt? *Wer sein Leben verliert um meinet willen, wird es gewinnen!*

Wenn wir also aus der profanen Welt und ihren Spielhöllen und Marktplätzen in das religiöse Fach wechseln, wird uns unser Predigttext damit aber keineswegs weniger fremd! Denn blicken wir auf unser heutiges Normalchristentum: Was ist denn von diesen lebensverändernden Zäsuren geblieben? Können wir noch berichten von einer Entdeckung, die unser Leben total verändert hat, so wie bei Ida, die ihren Plan gegen alle Widrigkeiten und bis in die totale Konversion ihres normalen Lebens verfolgt? Gab es den Moment der Einsicht, in dem wir wussten: Jetzt gilt es, alles auf eine Karte zu setzen? In der Regel ist das – so unterstelle ich jetzt von mir ausgehend – in unserem religiösen Leben nicht der Fall: Aus dem Berufungserlebnis, der Bekehrung, der Wiedergeburt ist ein Ritual geworden. Die meisten von uns werden als Kinder getauft und wachsen mehr oder weniger bruchlos in ihr Christsein hinein. Man besucht die Kindergottesdienste, wird im Religionsunterricht mit den biblischen Geschichten vertraut, wird mit der Konfirmation mehr oder weniger gut in die Selbständigkeit entlassen – und so geht es dann Schritt für Schritt immer weiter – oder eben immer öfter auch nicht. Das Christentum ist – so könnte man etwas zugespitzt sagen – *normal* geworden, so normal, dass es heute immer weniger Menschen noch etwas anzugehen scheint. Es geht bei uns schon längst nicht mehr um die Frage, ob wir daran etwas haben, für das wir alles riskieren und hingeben. Vielmehr scheint die Frage immer brennender zu werden, was einen Menschen überhaupt noch in dieser Tradition halten sollte.

Ja gewiss, einige von Ihnen werden jetzt denken: Das ist doch bloß ein typisches Wessi-Problem. Hier in den neuen Bundesländern war das Christentum schon lange nicht mehr volksgläubig und normal. Ja, das stimmt natürlich. In der DDR hatte das Bekenntnis zum Christentum noch einen hohen Preis und war mit einem erheblichen Risiko verbunden. In meiner Studienzeit sind auch mir eindrucksvolle Biographien begegnet. Mit dem Bekenntnis zum Christentum setzte man Ausbildung und berufliche Karriere aufs Spiel oder zumindest unter erhebliche Erschwernis. Und diese unterschiedliche Sozialisation spiegelt sich bis heute in den religiösen Biographien und bis hin in die Theologien. Aber nach 45 Jahren gleichen sich die religiösen Kulturen in Ost und West immer mehr an, d.h. es wird einerseits immer normaler im Sinne von risikofrei, andererseits gesamtgesellschaftlich immer marginaler. Es kostet nicht viel mehr als die Kirchensteuer, um teil zu haben, aber immer weniger Menschen sehen einen Mehrwert, der selbst diesen geringen Preis wert zu sein scheint.

Wenn Sie jetzt denken sollten, meine Predigt laufe auf eine einfache Modernitätsschelte und auf eine der westdeutschen Volks- oder der ostdeutschen Minderheitenkirchlichkeit nachtrauernde Nostalgie hinaus – nein, auch das will ich nicht, womit aber die Frage um so drängender wird, ob uns der Predigttext dann überhaupt noch etwas zu sagen hat. Ich denke, das hat er, und möchte daher noch einmal zu unseren beiden Gleichnissen zurückkommen. Ein zentraler Begriff kam bisher noch gar nicht zur Sprache: Es handelt sich ja um Gleichnisse für das *Reich Gottes* – bzw., um genau zu sein – für das *Reich des Himmels*, wie das Matthäusevangelium durchgängig für Gottesreich sagt. Was hat es also damit auf sich? *Reich* – das klingt für unsere Ohren erstmal fremd, manch einer denkt

vielleicht ans Deutsche oder gar noch an ein schlimmeres Reich. Aber das ist natürlich nicht gemeint – in biblischen Zeiten waren *Königreiche* die gängige Sozialform – zur Zeit der Geburt Jesu etwa war ein ganz besonders schlimmer und brutaler König an der Macht. Unter Herodes gab's wenig zu Lachen, es herrschte Angst, Gewalt und Tod. Sklaverei war normal, das Leben eines Einzelnen hatte gewöhnlich keinen Wert und Freiheit war keine Frage des Rechts, sondern ein Privileg von Macht und Gewalt.

Das *Himmelreich* ist ein Gegenentwurf zu diesen weltlichen Reichen. Es liegt nicht äußerlich sichtbar vor unseren Augen, es ist insofern nicht real, sondern ideal. Das verdeutlicht schon dieser schöne Matthäische Ausdruck *Reich des Himmels*: Der Himmel ist hier nicht etwa ein Bild für den irdischen Sternenhimmel wie in »Himmel und Erde« aus der Schöpfungsgeschichte, sondern er ist eine Metapher für die Sphäre des Göttlichen-Idealen – es ist der Ort, wo der himmlische Vater wohnt mitsamt seinen himmlischen Heerscharen. Als ein solch ebenso idealer wie normativer Gegenentwurf gleicht das Himmelreich aber auch irgendwie Idas Idee. Und interessanter Weise haben auch für Ida die Wolken des Himmels eine imaginäre Kraft, sind sie doch ebenso grenzenlos voluminös und zugleich leicht, wie die Sehnsuchtsgestalt ihres Körpers. Als etwas Ideelles ist das himmlische Reich ebenso verborgen im Inneren eines Menschen wie Idas Idee in ihrer Vorstellung oder der Schatz unseres Gleichnisses im Acker oder die kostbare Perle in ihrer Muschel. Im Unterschied zu Idas Idee handelt es sich beim himmlischen Reich jedoch um eine *Sozialidee* – es ist das Ideal eine Gemeinschaft. Es ist nicht die solipsistische Vorstellung eines Körpers, sondern die Vorstellung eines Zusammenlebens – Paulus freilich konnte auch vom *Leib* des himmlischen Christus sprechen. Und gegen die apokalyptisch-chiliasmischen Ausschmückungen der Idee eines Gottesreichs muss man betonen, dass wie für Ida so auch für Jesus dieses Ideal trotz seiner Idealität eine die *Gegenwart* bestimmende und gestaltende Kraft haben soll. Nicht nur in den Gleichnissen unseres Predigttextes, bestimmt diese Idee das Leben, sondern auch anderorts macht Jesus eine klare Ansage: *Das Reich Gottes ist mitten unter euch* – oder seht hin, es ist im *freien Spiel der Kinder!*

Was aber ist eigentlich mit diesem himmlischen Reich, diesem Ideal einer Gemeinschaft gemeint? Jesus hat es vielfach und ganz konkret gesagt: Diejenigen nehmen das Reich in Besitz, denen die Armen, die Kranken, die Gefangenen und die Fremden nicht gleichgültig sind, sondern an deren Schicksal tätig Anteil nehmen. Auch die andere große Idee seines Evangeliums drückt genau das aus: Die Idee von der Gotteskindschaft, die ebenso wie das Reich Gottes im Zentrum seiner Predigt steht. Diese Idee ist natürlich nicht vom Himmel gefallen, sondern hatte schon eine Vorläuferin im rabbinischen Judentum, dem Jesus entstammt, nämlich die Idee der Gottebenbildlichkeit jedes Menschen. Bereits das ist eine revolutionäre Idee, die auf die Vorstellung eines himmlisch-göttlichen Reiches im Kontrast zu irdischen Königsreichen vorverweist. Denn die aus ihrer leidvollen Geschichte geborene Vorstellung der Hebräer bedeutet: Nicht der König, sondern der *Mensch* ist das Ebenbild Gottes. Die Alttestamentler sprechen von der Demokratisierung der Königswürde. Bei Jesus wird aus dem *Gottesebenbild* dann das *Gotteskind* – der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde rückt ganz nah und familiär persönlich an den Einzelnen heran. Daher kann Jesus den allmächtigen Richter auch wie ein Kind ansprechen: Abba, mein Vater, Vater unser! Und in dem Lichte dieser Vorstellung von der Gotteskindschaft jeder einzelnen Menschenseele werden nun auch

zwei weitere Besonderheiten unserer Gleichnisse verständlich: Wie im Gleichnis vom Schatz im Acker erfüllt diese ganz anschauliche Vorstellung nicht mehr mit Unreinheitsgefühlen oder Ausflüchten wie noch bei den Gottesbegegnungen der großen Propheten. Der Mensch, der diesen Schatz findet, der ist vielmehr voller *Freude*, er freut sich wie ein sorglos spielendes Kind im Schutz- und Freiheitsraum der elterlichen Liebe. Und sodann wird auch verständlich, dass anders als im Gleichnis vom Schatz im Acker, im Gleichnis von der kostbaren Perle nicht etwa die Perle dem Himmelreich gleicht, sondern der Händler. Wie der Händler die kostbare Perle sucht, so sucht das Gottesreich also seine Kinder. Das soll sagen: Die Gemeinschaft und die einzelnen Individuen in ihr fordern sich wechselseitig – es ist die Idee einer solchen Gemeinschaft, in der jeder einzelne Mensch in seiner Würde geachtet wird und zu seiner Erfüllung gelangt.

Kehren wir nun von dieser Auslegung in unsere Gegenwart zurück, so wird zunächst verständlich, warum heutige Christen in der privilegierten Welt immer weniger Sinn für den Schatz und die kostbare Perle dieser Gemeinschaftsidee haben – und sich entsprechend gar nicht mehr darüber freuen und dafür dankbar sein können. Uns ist heute gar nicht klar, wie radikal, wie kühn dieses Sozialideal zu Zeiten Jesu war, wie fern ab jeder Realität. Denn in unserer jüngeren Geschichte hat es diese Idee nach einer Zeit, die noch dunkler war als die des Herodes, sogar bis in das Grundgesetz geschafft, das vor ziemlich genau 75 Jahren erlassen wurde. Wir leben also in einer unglaublich privilegierten Welt, in der die Würde, d.h. die Freiheit der Person rechtlich geschützt ist. Aber uns scheint das so selbstverständlich zu sein, dass wir es gar nicht mehr als einen Schatz begreifen, den wir zu beschützen haben – im Gleichnis ist vom Verstecken die Rede – und für den wir all unseren Wohlstand hergeben sollten. Vielmehr scheint uns unser Wohlstand so bequem und maßlos anspruchsvoll gemacht zu haben, dass wir meinen unsere Freiheit zu verlieren, wenn wir unseren Wohlstand und unseren Lebensstil zu Gunsten der Freiheit Anderer begrenzen sollen.

Und genau um diesen bornierten Egoismus – und nicht etwa um Frieden oder Freiheit, wie man in perverser Verdrehung der Tatsachen vorzugeben sucht – geht es, wenn heute wieder eine sogenannte Realpolitik schamlos den nationalen Interessen frönt und man landauf, landab den Sozialneid schürt. Es ist bestürzend, wie schnell sich ein durch und durch verlogenes Narrativ vom sogenannten Migrationsproblem hat durchsetzen können. Und ich meine damit nicht etwa die radikalen Parteien von rechts und links, die diese von allen eigenen Unzulänglichkeiten absehende Erzählung erfunden haben, um an die reich gefüllten Fressnäpfe *der* Eliten zu kommen, die sie zugleich verächtlich machen. Ich meine vielmehr, dass inzwischen nahezu die gesamte politische Mitte diesem offensichtlichen Populismus folgt. Angesichts dessen ist ebenso erwartbar wie erschütternd, welcher Grad an menschenverachtender Barbarei inzwischen nicht nur in den sozialen Netzwerken, sondern auch in aller Öffentlichkeit und handgreiflich auf der Straße fast täglich vermeldet wird. Die öffentlich-rechtlichen Medien, die vierte Gewalt des freiheitlich-demokratischen Rechtsstaates, will man daher auch am liebsten gleich ganz abschaffen, weil sie nicht der Verbreitung der eigenen Ideologie dienen. Diejenigen, die sich heute laut über eine Candle-Culture beschwerten, sind selbst ihre eifrigsten Vertreter. Ich hätte mir noch vor 10 Jahren niemals vorstellen können, dass mich deutsche Freunde, denen man einen sogenannten Migrationshintergrund – schon dieser Begriff ist das Gegenteil zur Idee der Gotteskindschaft – ansieht, nicht mehr besuchen kommen, weil sie Angst

haben, nach Sachsen zu reisen. Anfangs noch habe ich widersprochen und von Vorurteilen oder bedauerlichen Einzelfällen geredet – nach einschlägigen Erfahrungen und immer ungeschminkter durch das Land ziehenden Neofaschisten fällt mir diese Apologie zunehmend schwer. Und immer öfter höre und lese ich von einem wachsenden Verständnis für das Putin-Regime und einer Relativierung seines menschenverachtenden Zerstörungskrieges. Man wirft gar den Unterstützern der vergewaltigten und überfallenen Ukraine Kriegstreiberei und die Gefährdung des deutschen Wohlstandes vor. Das ganze wird dann nicht zuletzt von christlich Friedensbewegten und Beauftragten noch mit einem sentimental Pazifismus garniert – und man fragt sich betroffen, ob der Begriff des »gerechten Friedens« aus der christlichen Friedensethik am Ende nur eine Tautologie ist und man sich das Wort Gerechtigkeit auch hätte sparen können.

Liebe Gemeinde, die Liste an Beispielen für einen um sich greifenden Ungeist, der dem Wert der Gotteskindschaft diametral entgegensteht, ließe sich unschwer verlängern. Ich empfehle nur die Lektüre des FAZ-Interviews des letzte Woche zurückgetretenen mittelsächsischen Landrates Dirk Neubauer vom gestrigen Tage: Da wird das ganze Ausmaß des Dilemmas unserer Gesellschaft deutlich. Damit gewinnen die beiden Himmelreich-Gleichnisse aber eine überraschende Aktualität: Zwar wurde die kostbare Idee eines Weltbürgertums der gegenseitigen Achtung und Freiheit bereits vor zweitausend Jahren von einem jüdischen Rabbi unter dem Titel eines Himmelreichs der Gotteskinder entdeckt. Auch hat er für sie und für uns Gotteskinder buchstäblich alles, nicht nur seinen Besitz, sondern gleich sein ganzes Leben hingeben. Auch hat sich diese Idee in einem langen und durchaus tief ambivalenten Prozess der Weltgeschichte wie ein Sauerteig langsam durchzusetzen begonnen und es zumindest bis in Rechtstexte geschafft. Wir müssen diesen Schatz also eigentlich gar nicht erst finden, sondern wir müssen ihn vielmehr nur *wiederentdecken* und vor allem *nicht für selbstverständlich hinnehmen*. Denn nur dann, wenn alle, denen diese Idee einer Weltgemeinschaft von Gotteskindern etwas wert ist, auch ihr Leben daran ausrichten und öffentlich dafür einstehen, kann sie ihre erlösende Kraft entfalten. Derzeit ist dieses Sozialideal Jesu, so scheint es mir, bedrohter denn je. Rund um die Welt haben totalitäres Denken, bornierter Nationalismus und brutaler Imperialismus Aufwind und auch in unserem Lande scheinen die Mehrheiten gegen diesen bösen Zeitgeist, der sich perfider Weise von Putin bis Trump selbst als Opfer inszeniert, nicht mehr sicher. Sollten sich diese Tendenzen durchsetzen, und wer weiß das heute schon zu prognostizieren, dann könnte es uns gehen, wie den törichten Jungfrauen in einem anderen nur von Matthäus überlieferten Gleichnis. Aber vielleicht gelingt uns auch noch ein fragiles Gleichgewicht, sowie der Ida des Romans mit *ihrer* Idee.

*Es gilt das gesprochene Wort!*